

DER WALD VON HAL

Klopfenden Herzens sank Lyciëlle an der Wurzel eines Baumes nieder. Sie hatte einige Wegstunden zwischen sich und dem Haus der alten Manda Dakart gebracht. Den plötzlichen Rausschmiss hatte sie immer noch nicht ganz verkraftet. Für einen Augenblick überlegte sie, ob sie noch einmal umkehren sollte, doch dann kam sie zu dem Schluss, dass Manda Dakart ihr über das bisher Erzählte hinaus wohl nicht mehr sagen konnte (oder wollte).

Dennoch war sie von dem, was Manda ihr erzählt hatte, etwas enttäuscht. Abgesehen davon, dass sie nun wusste, *wie* sie zu dem Otterklan gekommen war und dass diese Frau *nicht* ihre Mutter war, brachte sie das keinen Schritt weiter. Hinzu kam noch, dass der blonde Krieger, der sie in jener Nacht gebracht hatte, aller Wahrscheinlichkeit nach tot war.

Die Spur hatte sich im Sand verloren.

Alles was Lyciëlle blieb, war die Gewissheit, dass an den Vermutungen ihres Großvaters mehr dran war, als sie und sogar er selbst zunächst glauben wollten.

Das, was sie aber nach wie vor nicht verstand (und was Bontor so oft zweifeln ließ), war die Frage, *wieso* eine ganze Horde schwarzer Reiter einem Baby nachjagte, um es zu töten und sie selbst nach fast zwanzig Jahren keine Ruhe gaben.

Jetzt, wo Lyciëlle so allein in der Finsternis kauerte und nur Nameas fortdauerndes Hecheln neben sich vernahm, hätte sie Angst haben müssen oder wenigsten beunruhigter sein sollen denn je. Sie blieb jedoch erstaunlich gefasst.

Das Gespräch mit der alten Frau hatte ihr ein klares Ziel vor Augen gesetzt.

Asche zu Staub, Regen zum Meer.

Sie war sich sicher, dass auch ihr Großvater damit gemeint hatte, dass alles dahin zurückkehrt, woher es kam. Lycielle rief sich die Zeilen seines Briefes ins Gedächtnis. Nach den Tagen voller Aufregung stellte sie fest, dass sie nicht mehr alles mit Bestimmtheit zusammensetzen konnte. „Mist!“, fluchte Lycielle leise, während sie krampfhaft versuchte, sich zu erinnern.

Den Rest der Nacht blieb sie, wo sie war und versuchte vergeblich für ein paar Stunden Schlaf zu finden, während Namea den kalten Mond anheulte.

Von irgendwo her wurde ihr geantwortet.



Schleppend und sichtbar widerwillig begann die Gruppe, einige Worte zu wechseln. Die Stimmung zwischen Rinoy und Kronan knisterte merklich, aber Alea hatte einfach die Nase voll von dem Anschweigen, das sie seit dem Fortgang aus dem Fuchsklan praktizierten und Lawirco konnte von Natur aus seinen Mund keine fünf Minuten halten.

„Sag mal, Alea, findest du dich nicht ein wenig verlassen? Ich meine, als einziges weibliches Exemplar“, Lawirco ließ seine Augenbrauen kess wippen.

Er war fast immer guter Laune. Selbst wenn die Welt unterzugehen drohte, würde er noch Sinn für Humor haben.

Alea sparte sich die Mühe, irgendetwas zu erwidern. Er würde ja doch das letzte Wort behalten. Deshalb begnügte sie sich mit einem vielsagenden Blick, der Fox zum Lachen

brachte. Mirho dagegen enthielt sich jeglicher Kommentare, auch wenn er gelegentlich schmunzeln musste.

Rinoy und Alea waren überrascht gewesen, als Mirho plötzlich zu ihnen stieß. Dieser hatte sich verbeten, dass irgendjemand Fragen stellte, was Lawirco nicht davon abgehalten hatte, es doch zu tun. Aber Mirho hatte den Sergeant auf etwas wesentlich Interessanteres angesprochen, was Lawirco schließlich vom Thema ablenkte.

Kronan hatte beim Eintreffen im Fuchsklan zwar davon berichtet, wie sie den Wolfsklan (oder was noch von ihm übrig war) gefunden hatten, nicht aber, was davor und danach passiert war. Mirho konnte sich zwar einiges, von dem, was er erzählt hatte, zusammenreimen, aber ihn interessierten die Details.

Kronan zeigte Mirho trotz dessen geringeren Alters Respekt und tat ihm den Gefallen. Dennoch antwortete er nur auf das Nötigste und hielt einiges bewusst zurück, wenn er der Meinung war, dass das niemanden etwas angehe.

Kronan unterbrach sich jedoch sofort, als sie in die Nähe des Wolfsklans kamen und hielt seinen Wallach.

„Hier ist es! Dort irgendwo muss das Zigeunerlager sein. Nach Süden zu liegt Kamfold. Das Dorf, von dem der Knabe gesprochen hat, liegt in dieser Richtung“, er bewegte seinen Arm wie den Zeiger eines Kompasses. „Diese Lycielle muss dahin aufgebrochen sein.“

„Sagt nicht immer *diese* Lycielle“, knirschte Rinoy. „Ihr Name ist Lys und für Euch *Lycielle*, einfach *Lycielle* – ohne ‚diese‘!“

Alea verdrehte die Augen, was Lawircos Reaktion unheimlich ähnlich sah, während Mirho einfach nur stöhnte und Fox still in sich hineingrinste. Rinoy betrachtete Kronan immer noch feindselig. Er traute diesem Soldaten nicht

über den Weg. Kronan stattdessen ignorierte die bissige Bemerkung und trieb Pless vorwärts.

Der steinige, abwärts führende Pfad hinderte sie daran, zügig voranzukommen. Von Zeit zu Zeit mussten sie sogar von den Pferden absteigen, um sie zu führen.

Schließlich erreichten sie den Waldrand, von wo aus sie ein schäbiges Gehöft in der Ferne ausmachen konnten.

„Das muss es sein“, bemerkte Fox in seiner ihm eigenen leisen Tonart.

„Ein Dorf?“ Lawirco runzelte die Stirn. „Jedes Kuhnest ist größer.“

„Sind wir hier überhaupt richtig?“, bemerkte Alea, die die schiefen Dachziegel mit gerümpfter Nase betrachtete.

„Ich denke schon“, erwiderte Kronan und deutete mit dem Finger auf die geplätteten Maispflanzen.

Einige Minuten später standen alle sechs Ponys auf dem Hof. Die Dämmerung war schon weit vorangeschritten, was allerdings nur täuschte, da dicke Wolken den Himmel verdunkelten.

Als Mirho an die Tür klopfte, sprang im Haus kläffend ein Hund an. Dann vernahm Mirho von innen Schritte. Kurz darauf öffnete sich die Tür einen Spalt. Ein flüchtiger Blick zu Kronan, versicherte Mirho, dass sie hier richtig waren. Dies war Manda Dakart.



Ein dumpfes Grollen am Himmel kündigte ein nahendes Gewitter an. Lyciëlle erwachte aus dem Schlaf. Sie fröstelte, denn der leichte Westwind war ein Vorbote kühler Regenfälle. Die Schreie aus Lyciëlles Traum wirkten beinahe so real wie im Schlaf, doch der erste Regentropfen,

der auf ihrer Haut zersprang, fühlte sich so echt an, dass Lyciëlle nicht länger daran zweifelte, wirklich wach zu sein.

Mit jeder Minute und schließlich mit jeder Sekunde wurde der Regen heftiger. Inzwischen rannten Lyciëlle und Namea durch den Wald auf der Suche nach Schutz vor dem aufziehenden Unwetter. Nachts wirkte Namea mit ihrem weißen Fell wie ein gespenstischer Schatten, der lautlos durch das Unterholz streifte. Ein Blitz zuckte vom Himmel und erhellte für kurze Zeit die Umrisse der Bäume. Nur wenige Augenblicke später erzitterte die Erde vom Donner.

Inzwischen war Lyciëlle bis auf die Haut durchgeweicht, sodass sie sich einen Unterschlupf auch hätte sparen können. Doch da entdeckte sie einen knorrigen Baum, dessen Stamm hohl und groß genug war, um ihr und Namea Obdach zu gewähren. Sträucher und junge Bäume drängten sich rings um das tote Holz und beanspruchten den in ferner Zukunft frei werdenden Platz für sich.

Als Lyciëlle in den Stamm kroch, stellte sie fest, dass der Baum wahrscheinlich eine majestätische Eiche gewesen sein musste, was sie an ihren Lieblingsbaum zu Hause erinnerte.

Ein Wolf stimmte ganz in der Nähe seinen Gesang an. Namea spitzte die Ohren. Dann warf auch sie den Kopf in den Nacken und heulte laut auf. Lyciëlle lächelte matt, als der Wölfin geantwortet wurde. Irgendwo da draußen war vielleicht auch Nameas Familie.

Lyciëlle zog ihre Beine eng unter die Brust. Ihre Lippen zitterten vor Kälte. Die Kleidung klebte nass auf der Haut. Selbst Nameas Fell spendete ihr nur wenig Wärme. Lyciëlle starrte in die Finsternis. Sie hatte keine Ahnung,

wo sie sich befand. Ihr fehlte jegliches Gefühl für die Entfernung, die sie bisher zurückgelegt hatte.

Müde beobachtete sie, wie die Regentropfen über den Hutrand eines Pilzes flossen und im Moos versickerten. Langsam fielen ihr die Augen zu. Nur die Kälte hinderte sie daran, einzuschlafen.

Lycielle schreckte hoch, als sie das markante Getrappel eines Pferdes vernahm. Sie blickte auf und lauschte. Ein Wassertropfen rann ihr von einer Haarsträhne über das Gesicht.

Das Pferd schien sich auf einem Weg zu nähern, der sich hier in der Nähe befinden musste. Lycielle verließ ihren Unterschlupf.

Namea dagegen zog es vor, in der Baumhöhle zu bleiben. Sie war ohnehin schon wegen ihres nassen Fells übelgelaunt.

Lycielle drückte vorsichtig einige Zweige junger Sträucher auseinander und war überrascht, als sie nicht weit entfernt ein mit Holzpalisaden umzäuntes Dorf entdeckte. Ein flackerndes Licht schwebte auf halber Höhe über dem verrammelten Eingang. Quietschend wippte die Laterne im Sturm hin und her.

Dann bemerkte sie den abgemagerten Gaul, der sich im Trab dem Dorf näherte. Der Schlamm spritzte an seinen Beinen bis zum Bauch hoch. Der Gestalt nach war sein Reiter ein Mann, der sich tief über die Mähne seines Tieres beugte und die Kapuze mit einer Hand festhielt, um sich vor dem kalten Wind zu schützen.

Nur wenige Schritte vor Lycielle ritt er vorüber. Schnaubend kam der Gaul vor dem Tor zum Stehen. Im Regen verbreitete sich der Schein der Laterne nicht weit und streifte kaum die nasse Kruppe des Tieres.

Der Mann stieg vom Pferd. Noch ehe er an das Tor schlagen konnte, wurde ihm seitlich eine schmale Tür geöffnet. Der Torwächter leuchtete mit einer Öllampe nach draußen. Der Mann, der selbst jetzt noch gebeugt ging, wechselte ein paar rasche Worte und verschwand dann mit dem Gaul hinter der Holzpalisade.

Lyciëlle überlegte kurz, ob sie nicht auch versuchen sollte im Dorf Unterschlupf zu finden, doch sie entschied sich rasch dagegen. Die Vorstellung, einen Ort mit vielen Menschen zu betreten, bereitete ihr plötzlich ein Unbehagen.

Den Rest der Nacht verbrachte Lyciëlle in der toten Eiche. Der Sturm tobte über das Land und pflückte das alte Laub aus den Baumkronen, die mächtig schwankten. Einige junge Bäume bog es bis zum Boden. Das morsche Holz der Eiche knarrte und ächzte, aber hielt stand.

Gegen Morgen flaute der Regen allmählich ab und die schwarze Masse am Himmel vergraute. Lyciëlles erster Blick galt dem Dorf, dessen hölzerne Pforten bereits geöffnet worden waren. Stimmen drangen von dort nach draußen.

Lyciëlle zögerte, biss sich auf die Lippe und trat dann einen Schritt auf den Weg hinaus. Ein Knurren hinter ihr hemmte sie in ihrer Bewegung. Namea hatte sich flach auf den Bauch gelegt und weigerte sich, ihr zu folgen. Lyciëlle runzelte die Stirn. Ihre Augen schweiften von dem Dorf zu der Wölfin und zurück.

Namea blickte Lyciëlle mit treuen Augen an und richtete ihre Ohren aufmerksam nach vorne. Plötzlich drehte die Wölfin ihre Ohren wieder nach hinten, so als würde sie auf etwas lauschen. Lyciëlle hörte nichts.

Noch während sie sich über das eigenartige Benehmen der Wölfin wunderte, sprang diese unvermittelt auf und rannte davon.

„He-hey!“ Lyciëlle spurtete hinter ihr her.

Sie rief mehrmals ihren Namen, aber Namea dachte nicht daran, stehen zu bleiben.

Die Wölfin ließ das Dorf hinter sich und schoss quer über eine weite, hohe Wiese, vorbei an vereinzelt Bäumen und bemoosten Steinwällen, die die Stoppelfelder der Bauern voneinander abgrenzten. Schließlich blieb sie abrupt vor dem Saum eines Waldes stehen.

Es dauerte, bis Lyciëlle auf ihrer Höhe war, wo sie erst einmal nach Atem rang. „Das ... finde ich ... wirklich nicht ... nett von dir!“

Doch Namea reagierte nicht wie sonst auf ihre Worte, bei denen sie üblicherweise immer eine Unschuldsmiene aufsetzte. Stattdessen stand sie wie versteinert da und starrte in den Wald. Jetzt merkte auch Lyciëlle, dass irgendetwas anders an ihm war als an den Wäldern, die sie bisher gesehen hatte. Eine eigenartige Aura umgab seine Grenzen.

Ein schmaler Streifen Wildwiese trennte den Wald von dem übrigen Rest der Welt. Dicht an dicht drängten sich die Bäume mit ihren überfangenen Kronen, deren Stämme von Efeu und Brombeergesträuch im Würgegriff gehalten wurden. Ein weicher Moostepich bedeckte den feuchten Boden, auf dem umgekippte Bäume ruhten.

Ein Pfad, der vom Dorf kam, schlängelte sich hier durch den Wald, doch es schien, als würde er nicht oft genutzt. Wurzeln hatten seine Kruste gesprengt und an vielen Stellen hatte das Gras die Oberhand über die Steine

gewonnen. Ein schiefes Schild verwies auf den Ort: Wald von Hal.

Lyciëlle erinnerte sich an die Geschichten, die so oft am Lagerfeuer erzählt worden waren. Es hieß, wer den Weg hier verlässt, findet ihn nie wieder, so, als ob sich der Boden unter den Füßen verschieben würde. Sie glaubte nicht an solche Spukgeschichten, doch nun, da sie hier stand, zweifelte sie nicht daran, dass man sich darin verirren konnte. Sie konnte keine fünf Schritte weit sehen.

Namea begann aufgereggt vor der Baumgrenze hin und her zu trippeln. Immer wieder sah sie Lyciëlle an, als wollte sie, dass sie ihr folge. Als Lyciëlle sich weigerte, warf die Wölfin ihren Kopf in den Nacken und heulte.

„Pssst!“, zischte Lyciëlle und blickte unsicher über ihre Schulter. Im kurzen Gras der Wiese konnte man sie von fast überall aus sehen.

Als das Heulen plötzlich aus dem Wald beantwortet wurde, war Namea nicht mehr zu halten. Sie stürmte in das Unterholz davon und war sofort verschwunden, so dicht wuchsen die Pflanzen selbst am Rand des Waldes.

„Namea!“ Lyciëlles Herz tat einen Sprung. Ohne weiter nachzudenken, folgte sie ihr. Eine Minute später konnte sie schon nicht mehr sagen, in welcher Richtung das Dorf lag. Der Wald hatte sie verschluckt.

Rings um sie türmten sich die Bäume zu einem undurchdringlichen Bollwerk auf, das durch sperriges Gestrüpp und vernetzte Ranken die Einzigartigkeit dieses Waldes nur ungern preisgab. Selbst zu dieser Jahreszeit, wo die Kronen sich zu lichten begannen, erreichte nur wenig Licht den Erdboden. Lyciëlle ahnte nicht, dass sie, seit sie die Waldgrenze überschritten hatte, unablässig von einem tiefschwarzen Augenpaar beobachtet wurde.

Stille herrschte um sie ... abgrundtiefe Stille. Die Blätter schienen jedes Geräusch in sich aufzunehmen und festzuhalten.

Ein dünnes Ästchen, das unter einer Pfote zerbrach, schärfte Lyciélles Sinne. Schritt für Schritt tastete sie sich durch das Pflanzenreich, der Unruhe folgend, die Namea in diesen Hain gebracht hatte. Nicht weit von Lyciëlle flog ein Vogel schimpfend aus seinem Versteck, aber sie konnte die weiße Wölfin nicht entdecken. Etwas genervt von Nameas rücksichtslosem Verhalten zerrte Lyciëlle ungeduldig an einer Ranke, die sich in ihren Sachen verhakt hatte.

Als sie mit dem Handrücken über die Stirn wischend wieder aufblickte, hielt sie erschrocken in ihrer Bewegung inne.

Ein Wolf thronte reglos und erhobenen Hauptes auf einem nahen Baumstamm. Seine Gestalt wurde vom einfallenden Tageslicht grau umrandet. Einen kurzen Moment lang dachte Lyciëlle, dass es Namea war, aber dieses Tier war breiter um die Brust und hatte einen größeren Kopf. Vorsichtig wich Lyciëlle einen Schritt zurück.

Mit einem kraftvollen Sprung landete der Wolfsrüde auf dem weichen Waldboden und kam schließlich Schritt um Schritt näher. Seine mächtigen, dunkelgrauen Pranken hoben sich und fielen wieder lautlos nieder, während Lyciëlle immer weiter zurücktrat. Plötzlich spürte sie hinter sich den Widerstand eines Baumes. Dicht an den Stamm gepresst ruhten Lyciélles Blicke auf den gelbbraunen Augen des Wolfes. Ihr Herz klopfte. Ihre Finger tasteten nach dem Dolch, der an ihrem Oberschenkel befestigt war, aber das Tier verfolgte diese Bewegung aufmerksam. Der Wolf war jetzt

so nah, dass Lyciëlle seinen Atem spüren konnte, doch sie wagte es nicht, sich zu rühren. Seine Nase zuckte im Wind und witterte ihren Geruch.

Plötzlich zog der Rüde seine Schnauze ruckartig zurück. Namea, die wie aus dem Nichts wieder aufgetaucht war, hatte sich knurrend zwischen ihn und Lyciëlle gestellt, den Kopf drohend gesenkt und die Nackenhaare aufgerichtet. Ein dumpfes Grollen ging durch ihren Magen. Der Rüde trat einige Schritte rückwärts, so lange, bis Namea aufhörte zu drohen. Lange sahen sich die beiden Wölfe an.

Dann rannte der Rüde davon. Im selben Atemzug reagierte Namea blitzschnell und nahm die Verfolgung auf, gerade so, als hätte sie darauf gewartet. Lyciëlle, die sich von dem Schreck noch nicht ganz erholt hatte, blieb nichts anderes übrig als ihr nachzulaufen. Allmählich hatte sie das Spielchen satt. Beinahe eine Stunde lang versuchte sie, mit Namea Schritt zu halten, als sie ein Rauschen vernahm. Das Geräusch wurde allmählich lauter und bald lichtete sich der Wald ein wenig, genau dort, wo ein gewaltiger Wasserfall sich in unzähligen Kaskaden über nacktes Felsgestein in einen dunkelgrünen See ergoss. An einigen Stellen wucherten die Bäume bis zum Ufer und einzelne hatten sogar den Steilhang neben dem Wasserfall erobert, wo ihre mächtigen Wurzeln den Fels umklammerten. Am Fuße des Gesteins zerstob das Wasser zu weißem Nebel.

Lyciëlle war noch ganz von dem Anblick gefangen, als sie eine Bewegung auf einem Felsen dicht am Hauptstrahl des Wasserfalls bemerkte. Sie erblickte den Rüden von oben und um ihn herum lungerte das gesamte Wolfsrudel.

Lyciëlle sah, dass sich Namea dem Rudel furchtlos näherte und sich in einigem Abstand auf ihre Hinterläufe setzte. Die Augen der Tiere aus dem Rudel ruhten

aufmerksam auf der fremden Wölfin. Deren ungewöhnliche Erscheinung hatte sie neugierig gemacht, denn unter ihnen gab es kein einziges Tier, das ein schneeweißes Fell hatte.

Namea rutschte ein Stück näher, legte sich auf den Bauch und schob sich noch etwas nach vorn. Lyciëlle verstand. Sie unterwarf sich. Vielleicht war das der einzige Grund, warum das Rudel sie noch nicht verjagt hatte, immerhin war Namea ein Fremdling.

Der Alphawolf stand mit erhobenem Kopf unter den anderen und beobachtete jede ihrer Bewegungen. Seine gelbbraunen Augen leuchteten unter dem silbergrauen Fell. Die rote Zunge hing aus dem mit messerscharfen Zähnen bestückten Schlund.

Lyciëlle hielt den Atem an, als Namea noch ein Stück näher kroch und den Kopf dabei so dicht wie möglich am Boden hielt.

Plötzlich löste sich ein kleiner Welpe aus dem Rudel. Mutig oder auch leichtsinnig tapste er auf die Wölfin zu. Sein grauschwarz gemasertes Fell war noch struppig, aber nicht mehr flaumig. Es sah schon etwas sonderbar aus, als das Wolfsjunge seine Nase hervorstreckte, um die weißen Pfoten Nameas zu beschnüffeln, die fast so groß waren wie sein Kopf. Die feuchte Nase des Welpen wackelte dabei wie bei einem Kaninchen. Mit seinen runden, braunen Augen und aufgerichteten Ohren schaute er zu Namea auf, die den Welpen ebenfalls beschnupperte. Ihre beiden schwarzen Nasen kamen sich näher. Als sie aneinanderstapsten, musste der Welpe niesen.

Allmählich kamen immer mehr Wölfe, die den Fremdling neugierig erkundeten. Als der Alpharüde sich schließlich dazu herabließ, Namea genauer zu mustern, verlor das